

DER KLASSIKER NEU ÜBERSETZT  
VON KAREN NÖLLE

**URSULA K. LE GUIN**



**DIE LINKE HAND DER  
DUNKELHEIT**

ROMAN



| TOR

**Ursula K. Le Guin**

**Die linke Hand der  
Dunkelheit**

*Roman*

Aus dem amerikanischen Englisch von Karen Nölle

 | E-BOOKS

## Über dieses Buch

Gethen ist ein Winterplanet und permanent mit Eis bedeckt. Auch die politische Lage ist alles andere als einfach: Zwischen dem Königreich Karhide und seinem Nachbarland Orgoreyn existieren starke politische Spannungen.

Die Aufgabe von Genly Ai, der als terranischer Abgesandter die Bevölkerung davon überzeugen möchte, dem Weltenverbund des Ekumen beizutreten, ist also alles andere als einfach. Zumal ihm die Regeln und Konventionen vor Ort nicht vertraut sind und ihn die fehlende Zweigeschlechtlichkeit der Bewohner irritiert.

Sein wichtigster Ansprechpartner ist Estraven, der Premierminister des Königs von Karhide, aber er hat keine Ahnung, ob er ihm vertrauen kann. Als Estraven des Verrats beschuldigt wird, läuft Genly Ai Gefahr, seinen wichtigsten Verbündeten zu verlieren. Er muss sich entscheiden, wo seine Loyalität liegt.

Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

# Biografie

*Ursula K. Le Guin* (1929–2018) gilt als die Grande Dame der angloamerikanischen Science Fiction. Sie wurde mit zahlreichen Literatur- und Genrepreisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem National Book Award für ihr Lebenswerk. Ihre Bücher beeinflussten viele namhafte Autoren, darunter Salman Rushdie und David Mitchell ebenso wie Neil Gaiman und Ian M. Banks.

# Inhalt

[Widmung]

Vorwort

1 Ein Festzug in Erhenrang

2 Der Ort im Herzen des Schneesturms

3 Der verrückte König

4 Der neunzehnte Tag

5 Die Kunst des Intuierens

6 Ein Weg nach Orgoreyn

7 Zum Thema Geschlecht

8 Ein anderer Weg nach Orgoreyn

9 Estraven, der Verräter

10 Gespräche in Mischnory

**11 Selbstgespräche in Mischnory**

**12 Über Zeit und Dunkelheit**

**13 Die Farm**

**14 Die Flucht**

**15 Zum Eis**

**16 Zwischen Drumner und Dremegole**

**17 Ein orgotischer Schöpfungsmythos**

**18 Auf dem Eis**

**19 Heimkehr**

**20 Vergebliche Mühe**

**Gethenische Zeitrechnung**

**Das Jahr**

**Der Monat**

**Der Tag**

**Die Stunden**

*Für Charles,  
sine qua non*

# Vorwort

Science Fiction wird häufig als extrapolativ bezeichnet, ja definiert. Demnach greifen Science-Fiction-Autoren Trends oder Phänomene aus dem Hier und Jetzt auf, reinigen diese, spitzen sie dramatisch zu und setzen sie in Zukunft fort. »Wenn dies so weitergeht, wird das und das geschehen.« Sie stellen eine Prognose. Vorgehen und Ergebnisse sind ganz ähnlich wie bei einem Wissenschaftler, der große Mengen eines gereinigten, konzentrierten Lebensmittelzusatzes an Mäuse verfüttert, um daraus abzuleiten, was mit Menschen passiert, die den Zusatz über lange Zeit in geringen Mengen zu sich nehmen. Das Resultat scheint fast unausweichlich Krebs zu sein. Genauso ist es bei der Extrapolation. Streng extrapolative Science Fiction landet gemeinhin ungefähr da, wo auch der Club of Rome landet: irgendwo zwischen der allmählichen Auslöschung menschlicher Freiheit und der totalen Auslöschung irdischen Lebens.

Das mag erklären, warum viele Menschen, die keine Science Fiction lesen, sie »eskapistisch« nennen, bei näherem Nachfragen aber eingestehen, dass sie sie nicht lesen, weil sie »so deprimierend« ist.

Fast alles, was bis zum logischen Extrem getrieben wird, führt zu Depressionen oder Krebs.

Glücklicherweise jedoch ist Extrapolation zwar ein Element von Science Fiction, aber keineswegs das Bestimmende. Sie ist viel zu rationalistisch und simplifizierend, um die Phantasie – der Lesenden oder Schreibenden – zu befriedigen. Variablen sind die Würze des Lebens.

Dieses Buch ist nicht extrapolativ. Wer mag, kann es – und viele andere Werke der Science Fiction – als Gedankenexperiment lesen. Nehmen wir an (sagt Mary Shelley), ein junger Arzt erschaffe in seinem Labor einen Menschen; nehmen wir an (sagt Philip K. Dick), die Alliierten hätten den Zweiten Weltkrieg verloren; nehmen wir an, dies oder das sei so oder so, und schauen, was passiert ... Eine so entworfene Geschichte muss weder auf die für moderne Romane angemessene moralische Komplexität verzichten noch in eine Sackgasse führen; Denken und Intuition können sich innerhalb der allein durch die Versuchsanordnung gesetzten Grenzen uneingeschränkt bewegen, und diese Grenzen können sehr, sehr weit gesteckt sein.

Der Sinn eines Gedankenexperiments, wie der Begriff von Schrödinger und anderen Physikern verwendet wurde, liegt nicht darin, die Zukunft vorherzusagen – Schrödingers berühmtestes Gedankenexperiment zeigt gerade, dass sich die »Zukunft« auf der Quantenebene *nicht* vorhersagen lässt –, sondern darin, die Wirklichkeit, die Welt der Gegenwart, zu beschreiben.

Science Fiction ist nicht prognostisch, sondern deskriptiv.

Prognosen werden von Propheten erstellt (kostenlos), von Hellsehern (üblicherweise gegen Gebühren, weshalb sie zu ihrer Zeit mehr verehrt werden als Propheten) und von (besoldeten) Futurologen. Prognosen sind die Sache von Propheten, Hellsehern und Futurologen. Nicht die Sache von Schriftstellern. Ein Schriftsteller stellt keine Prognosen, er lügt.

Der Wetterdienst sagt voraus, wie der nächste Dienstag wird, und die Rand Corporation sagt voraus, wie das 21. Jahrhundert wird. Ich möchte niemandem empfehlen, derartige Informationen von Schriftstellern einzuholen. Es ist nicht ihre Sache. Sie wollen nur eines: erzählen, wie sie sind und wie du bist – was los ist –, wie das Wetter jetzt ist, heute, in diesem Augenblick: der Regen, das Sonnenlicht, schau! Mach die Augen auf; hör zu, hör hin. Das ist es, was die Schriftsteller sagen. Aber was du sehen und hören wirst, sagen sie nicht. Sie können dir bloß erzählen, was sie gesehen und gehört haben, in ihrer Zeit auf dieser Welt, die sie zu einem Drittel mit Schlafen und Träumen und zu einem zweiten Drittel mit dem Verfertigen von Lügen zubringen.

»Die Wahrheit gegen die Welt!« – Ja, gewiss. Schriftsteller streben, zumindest in ihren mutigeren Momenten, nach der Wahrheit: sie zu erkennen, zu äußern, ihr zu dienen. Aber sie tun es auf merkwürdig verschlungenen Wegen mit Hilfe von erfundenen Figuren, von Orten und Ereignissen, die es niemals gegeben hat und niemals geben wird, und erzählen lang und breit und mit viel Gefühl von ihnen, um am Ende, wenn sie

diese ganzen Lügen zu Papier gebracht haben, zu verkünden:  
Da! Das ist die Wahrheit!

Sie können alle möglichen Fakten verwenden, um ihr Lügengewebe zu stützen. Sie können das Marshalsea-Gefängnis beschreiben, das es wirklich gegeben hat, oder die Schlacht bei Borodino, die wirklich geschlagen wurde, oder den Vorgang des Klonens, der tatsächlich in Laboren stattfindet, oder den Verfall einer Persönlichkeit, wie er in existierenden Fachbüchern der Psychologie beschrieben wird, etcetera. Das Gewicht überprüfbarer Orte, Ereignisse, Phänomene, Verhaltensweisen lässt die Leserinnen und Leser vergessen, dass sie eine reine Erfindung lesen, eine Geschichte, die sich nie anderswo abgespielt hat als in einer nicht zu verortenden Region im Gehirn des Autors. Wir sind, wenn wir einen Roman lesen, de facto verrückt – im Wahn. Wir glauben an die Existenz von Menschen, die nicht da sind, wir hören ihre Stimmen, wir erleben mit ihnen die Schlacht bei Borodino, wir werden vielleicht sogar zu Napoleon. Die Vernunft stellt sich (in der Regel) wieder ein, wenn das Buch zugeklappt wird.

Ist es verwunderlich, dass noch keine wahrhaft seriöse Gesellschaft ihren Künstlern traute?

Doch aus Sorge und Verunsicherung und weil sie Rat sucht, bringt unsere Gesellschaft ihren Künstlern zuweilen ein völlig unangebrachtes Vertrauen entgegen und missbraucht sie als Propheten und Futurologen.

Ich sage nicht, dass Künstler nicht inspiriert oder keine Seher sein können: dass sie nicht von Awen geküsst sein

können und der Gott nicht durch sie sprechen kann. Wer würde Künstler werden, wenn er nicht glaubte, dass es das gibt? Wenn er nicht *wüsste*, dass es das gibt, weil er den Gott in sich gespürt hat, der seine Zunge, sein Hände führt. Vielleicht nur ein einziges Mal im Leben. Aber einmal genügt.

Auch will ich nicht behaupten, dass nur Künstler diese Bürde tragen oder dieses Vorrecht genießen. Auch Wissenschaftler rüsten sich, üben sich Tag und Nacht, im Schlaf wie im Wachsein, in der Bereitschaft zur Inspiration. Wie schon Pythagoras wusste, kann der Gott durch geometrische Formen wie durch Traumgestalten sprechen; durch die Harmonie reinen Denkens wie die Harmonie von Klängen; durch Zahlen wie durch Worte.

Die Worte aber sind es, die Probleme und Verwirrung schaffen. Wir sind heute gehalten, Worte nur in einer Hinsicht für nützlich zu erachten: als Zeichen. Unsere Philosophen – zumindest einige – streben Einigkeit darüber an, dass ein Wort (ein Satz, eine Äußerung) nur insofern von Wert ist, als es eine einzige Bedeutung hat, auf ein Faktum verweist, das dem rationalen Verstand begreiflich, logisch tadellos und – idealerweise – quantifizierbar ist.

Apollon, Gott des Lichts, der Vernunft, des Maßes, der Harmonie, der Zahlen –, Apollon blendet alle, die ihm in ihrer Anbetung zu nahekommen. Schau nicht direkt in die Sonne. Geh gelegentlich in eine dunkle Bar und trink mit Dionysos ein Bier.

Ich rede von den Göttern, dabei bin ich Atheistin. Aber ich bin auch Künstlerin und von daher eine Lügnerin. Misstrau allem, was ich sage. Ich sage die Wahrheit.

Die einzige Wahrheit, die ich zu begreifen oder zu sagen verstehe, ist logisch definiert eine Lüge. Psychologisch definiert ein Symbol. Ästhetisch definiert eine Metapher.

Oh, es ist schön, als Teilnehmerin zu futurologischen Kongressen eingeladen zu werden, wo die Systemwissenschaft ihre beeindruckenden apokalyptischen Diagramme vorlegt; von Zeitungen gebeten zu werden, ihnen zu sagen, wie die USA nach der Jahrtausendwende aussehen werden und dergleichen, aber es ist ein entsetzlicher Irrtum. Ich schreibe Science Fiction, und Science Fiction handelt nicht von der Zukunft. Ich weiß nicht mehr über die Zukunft als du, und sehr wahrscheinlich weniger.

Dieses Buch handelt nicht von der Zukunft. Ja, am Anfang steht, dass es im »ekumenischen Jahr 1490–97« spielt, aber das wirst du doch nicht glauben, oder?

Ja, die Menschen darin sind androgyn, doch damit will ich weder vorhersagen, dass wir in einem Jahrtausend oder so alle androgyn sein werden, noch verkünden, dass wir meiner Ansicht nach gefälligst alle androgyn sein sollten. Ich stelle lediglich auf die eigentümlich gewundene und gedankenexperimentelle Weise der Science Fiction fest, dass wir es zu bestimmten Tageszeiten bei bestimmtem Wetter besehen längst sind. Ich sage weder voraus, noch schreibe ich vor. Ich *beschreibe*. Ich beschreibe in Schriftstellermanier

bestimmte Aspekte der psychologischen Realität, indem ich weitschweifige Lügen erfinde.

Beim Lesen eines Romans, jedes Romans, müssen wir uns bewusst sein, dass es sich um Unsinn handelt, und während der Lektüre dann jedes Wort glauben. Hinterher, wenn wir ihn ausgelesen haben – und falls er gut ist –, spüren wir möglicherweise, dass wir ein wenig anders sind als vor der Lektüre, dass wir ein bisschen verändert worden sind, wie durch die Begegnung mit einem neuen Gesicht oder als hätten wir eine Straße überquert, über die wir vorher noch nie gegangen sind. Wobei es sehr schwer zu *sagen* ist, was genau wir gelernt und wie wir uns verändert haben.

Künstler gehen mit dem um, was mit Worten nicht gesagt werden kann.

Künstler, deren Medium das Erzählen ist, tun das mit Worten. Schriftsteller sagen mit Worten, was mit Worten nicht gesagt werden kann.

Worte können auf so paradoxe Weise verwendet werden, weil sie neben der semiotischen auch eine symbolische oder metaphorische Bedeutung haben. (Sie haben außerdem einen Klang – eine Tatsache, für die sich linguistische Positivisten nicht interessieren. Ein Satz oder Absatz ist wie ein Akkord oder eine Harmoniefolge in der Musik: Sein Sinn kann, selbst stumm gelesen, vom aufmerksamen Ohr klarer erfasst werden als vom aufmerksamen Verstand.)

Jede Dichtung ist Metapher. Science Fiction ist Metapher. Was sie von älteren Formen des Romans unterscheidet, scheint

neben ihrer relativistischen oder historischen Sichtweise die Verwendung von neuen Metaphern zu sein, die wichtigen Dominanten unseres aktuellen Lebens entlehnt sind: Wissenschaft und Technologie. Zu diesen Metaphern gehören die Raumfahrt oder alternative Gesellschaftsformen, eine alternative Biologie; auch die Zukunft gehört dazu. Die Zukunft, im Roman, ist eine Metapher.

Eine Metapher wofür?

Hätte ich das unmetaphorisch zu sagen vermocht, hätte ich diese vielen Worte, diesen Roman, nicht geschrieben; und Genly Ai hätte sich nie an meinen Schreibtisch gesetzt, hätte nie meine Tinte und das Farbband meiner Schreibmaschine verbraucht, um mir, und dir, mit vollem Ernst kundzutun, dass die Wahrheit eine Frage der Phantasie ist.

## Ein Festzug in Erhenrang

Aus den Archiven von Hain. Transkript des Ansible-Dokuments 01-01101-934-2-Gethen: An den Stationären auf Ollul: Bericht von Genly Ai, dem ersten Mobilen auf Gethen/Winter, Hainisch-Zyklus 93, Ekumen-Jahr 1490-97.

Ich werde meinen Bericht so abfassen, als erzählte ich eine Geschichte, denn man hat mich als Kind auf meiner Heimatwelt gelehrt, dass die Wahrheit eine Frage der Phantasie ist. Ob eine Tatsache steht oder fällt, hängt davon ab, wie von ihr erzählt wird – ähnlich wie jenes einzigartige organische Juwel unserer Meere umso mehr glänzt, wenn es von der einen Frau getragen wird, während es bei der anderen jeden Glanz verliert und zu Staub zerfällt. Fakten sind nicht beständiger, klarer, runder und echter als Perlen. Aber beide sind empfindlich.

Es ist nicht nur meine Geschichte, und sie wird nicht allein von mir erzählt. Ich bin mir nicht einmal sicher, wessen Geschichte es ist; das kannst du besser beurteilen. Aber es gehört alles zusammen, und wenn die Fakten sich bisweilen durch eine andere Stimme zu verändern scheinen, nun, dann kannst du das Faktum wählen, das dir mehr zusagt; trotzdem ist keines von ihnen falsch, und alle gehören zur Geschichte.

Sie beginnt am 44. Diurn des Jahres 1491, der auf dem Planeten Winter im Staat Karhide Odharhahad Tuwa hieß beziehungsweise 22. Tag im dritten Frühlingsmonat des Jahres Eins. Hier hat man immer das Jahr Eins. Am Neujahrstag ändert sich nur die Datierung des jeweils vergangenen und künftigen Jahres, da man vom immerwährenden Jetzt aus rückwärts und vorwärts zählt. In Erhenrang, der Hauptstadt von Karhide, war also Frühling, es war das Jahr Eins, und ich schwebte, ohne es zu wissen, in Lebensgefahr.

Ich lief bei einem Festzug mit. Mein Platz war gleich hinter den Gossiwors und gleich vor dem König. Es regnete.

Regenwolken über dunklen Türmen, Regen, der in tiefe Straßenschluchten fällt, eine dunkle, sturmgepeitschte, steinerne Stadt, durch die sich langsam eine goldene Ader windet. Zuerst kommen die Kaufleute, die Mächtigen und die Handwerker der Stadt Erhenrang, nach Rang und Würden aufgeteilt, prächtig gekleidet, und bewegen sich so geruhsam durch den Regen wie Fische durchs Meer. Ihre Mienen sind wach und ruhig. Sie marschieren nicht im Gleichschritt. In dieser Parade gibt es keine Soldaten, nicht einmal nachgeahmte.

Als Nächstes kommen die Fürsten, Bürgermeister und Abgeordneten, ein oder fünf, fünfundvierzig oder vierhundert Vertreter jeder Domäne und Ko-Domäne von Karhide, ein langer, prunkvoller Zug, der zu Musik von Hörnern aus Blech, hohlen Blöcken aus Bein oder Holz und den klaren, trällernden Tönen elektrischer Flöten dahinschreitet. Die vielen Banner der

großen Domänen verheddern sich mit den gelben Wimpeln am Weg zu einem regennassen Gewirr aus Farben, und die Musik der verschiedenen Gruppen trifft aufeinander und verwebt sich zu vielen, durch die Straßenschluchten hallenden Rhythmen.

Dann ein Trupp von Jongleuren mit blanken Goldkugeln, die sie hochwerfen und auffangen und wieder werfen, so dass ein flirrendes Gestöber entsteht, regelrechte Fontänen aus Gold. Auf einmal, so als hätten sie buchstäblich das Licht gefangen, funkeln die Kugeln hell wie Glas: Die Sonne bricht durch.

Dann vierzig Männer in Gelb, die Gossiwor spielen. Das Gossiwor, nur in Gegenwart des Königs gespielt, erzeugt ein groteskes, tieftrauriges Dröhnen. Vierzig davon, synchron gespielt, erschüttern den Verstand, erschüttern die Türme von Erhenrang, schütteln letzte Regentropfen aus den windgezausten Wolken. Wenn dies die königliche Musik ist, dann ist es kein Wunder, dass alle Könige von Karhide verrückt sind.

Dann das königliche Gefolge, Wachen, Amts- und Würdenträger der Stadt und des Hofes, Deputierte, Senatoren, Kanzler, Gesandte, Adelsleute, die weder in Reih und Glied noch nach Rang geordnet, doch mit großer Würde einherschreiten; und mitten unter ihnen König Argaven XV., Rock, Hemd und Kniehose in Weiß, die Beinlinge aus safrangelbem Leder und auf dem Kopf ein spitzer gelber Hut. Sein einziger Schmuck und das einzige Zeichen seiner Macht ist ein goldener Fingerring. Hinter dieser Gruppe tragen acht kräftige Burschen die königliche, mit gelben Saphiren gespickte

Sänfte, in der seit Jahrhunderten kein König gesessen hat, ein zeremonielles Relikt von Sehr-Lang-Her. Neben der Sänfte schreiten acht bewaffnete Wachen mit »Angriffsbüchsen«, ebenfalls Relikte einer barbarischeren Vergangenheit, aber nicht leer, sondern mit weichem Eisenschrot geladen. Hinter dem König kommt der Tod. Hinter dem Tod kommen die Schüler der Handwerksschulen und der Lehranstalten, der Zünfte und der königlichen Herdstätten, lange Reihen von Kindern und jungen Leuten in Weiß und Rot, Gold und Grün, und am Ende des Umzugs einige langsame, dunkle, leise surrende Automobile.

Das königliche Gefolge, darunter auch ich, versammelt sich auf einer Empore aus frisch geschlagenen Holzbalken vor dem unvollendeten Bogen des Flusstores. Der Anlass für den Festzug ist die Vollendung dieses Bogens als Abschluss des neuen Straßen- und Flusshafenbaus von Erhenrang, eines riesigen, fünfjährigen Hoch-, Tief- und Straßenbauprojekts, das als besondere Leistung der Regentschaft von Argaven XV. in die Annalen von Karhide eingehen wird. Wir stehen in unserem feuchten, opulenten Staat alle ziemlich dichtgedrängt auf der Empore. Der Regen hat aufgehört, wir werden von der Sonne beschienen, der wunderbaren, strahlenden, trügerischen Sonne von Winter. Ich bemerke zu dem Menschen links von mir: »Es ist heiß. Regelrecht heiß.«

Der Mensch zu meiner Linken – ein breiter, dunkler Karhider mit glattem, schwerem Haar, der einen schweren Überrock aus grünem, goldbesetztem Leder, ein dickes weißes

Hemd, eine dicke Kniehose und eine schwere Halskette aus handbreiten Silbergliedern trägt – dieser Mensch erwidert heftig schwitzend: »So ist es.«

Zu unserer dichtgedrängten Gruppe auf der Empore blicken allseits die Gesichter der Stadtbewohner auf, die uns wie eine Masse runder brauner Kieselsteine mit Tausenden von Glimmeraugen umlagern.

Jetzt schreitet der König über einen rohen Holzsteg von der Empore hinauf zu dem Bogen, dessen unverbundene Hälften hoch über der Menge, den Kais und dem Fluss aufragen. Währenddessen regt sich die Menge und raunt tausendfach: »Argaven!« Er gibt keine Antwort. Die Menge erwartet keine. Gossiwers stoßen einen donnernden, dissonanten Ton aus, verstummen. Stille. Die Sonne scheint auf Stadt, Fluss, Menge und König. Unten am Boden haben Maurer eine elektrische Winde in Gang gesetzt. Während der König weiterschreitet, schwebt der Schlussstein für den Bogen in seiner Schlinge an ihm vorbei, wird oben justiert und tonnenschwer, wie er ist, fast geräuschlos in die Lücke zwischen den beiden Pfeilern eingefügt, so dass sich die Hälften zu einem einzigen Bogen vereinigen. Den König erwartet oben auf dem Gerüst ein Maurer mit Eimer und Kelle; alle anderen Arbeiter verschwinden über Strickleitern wie ein Schwarm Flöhe. Hoch oben zwischen dem Fluss und der Sonne knien sich der König und der Maurer auf die schmalen Bretter. Der König nimmt die Kelle und beginnt die langen Seiten des Schlusssteins zu vermörteln. Er lässt es nicht bei einem Tupfen bewenden, um

die Kelle dann wieder dem Maurer zu reichen, sondern macht sich methodisch ans Werk. Der Mörtel, mit dem er arbeitet, hebt sich durch eine rötliche Färbung von dem in den anderen Fugen ab, und ich frage, nachdem ich dem Bienenkönig fünf oder zehn Minuten zugesehen habe, die Person zu meiner Linken: »Werden eure Schlusssteine immer in roten Mörtel gesetzt?« Denn auch die Schlusssteine sämtlicher Bogen der wunderschönen Alten Brücke, die stromaufwärts den Fluss überspannt, haben diese Farbe.

Der Mann – ich muss Mann sagen, da ich bereits »er« und »sein« gesagt habe – der Mann wischt sich den Schweiß von der dunklen Stirn und antwortet: »Früher, im Sehr-Lang-Her, wurden die Schlusssteine mit einem Mörtel aus Knochenmehl verputzt, das mit Blut vermischt war. Menschliche Knochen, menschliches Blut. Denn man meinte, ohne die Bindung durch das Blut würde der Bogen einstürzen. Heutzutage nehmen wir Tierblut.«

So spricht er oft, freimütig und zugleich bedacht, voller Ironie, als wäre er sich stets bewusst, dass ich als Alien hinsehe und urteile: eine außergewöhnliche Wahrnehmung für jemanden von so isolierter Herkunft und so hohem Rang. Er ist einer der mächtigsten Männer des Landes; ich bin mir des historischen Äquivalents seiner Position nicht sicher, Wesir, Premierminister oder Regierungsrat; das karhidische Wort dafür bedeutet Ohr des Königs. Er ist der Fürst einer Domäne und der oberste Fürst des Königreichs, der vieles im Land bewegt. Sein Name lautet Therem Harth rem ir Estraven.

Der König scheint mit seiner Maurerarbeit fertig zu sein, und das freut mich, doch nun geht er auf seinem hölzernen Spinnewebe unter dem Bogen durch und widmet sich der anderen Seite des Schlusssteins, der ja nun mal zwei Seiten hat. Es ist sinnlos, in Karhide ungeduldig zu sein. Die Leute sind alles andere als phlegmatisch, aber sie sind stur, sie sind ausdauernd, sie füllen Fugen, bis sie fertig sind. Die Menge am Ufer des Sess sieht dem König zufrieden bei der Arbeit zu, aber ich langweile mich und schwitze. Ich habe auf Winter noch nie geschwitzt; ich werde es nie wieder tun; trotzdem kann ich es nicht genießen. Ich bin für die Eiszeit gekleidet und nicht für Sonnenschein, in Schichten um Schichten aus gewebter Pflanzenfaser, Kunstfaser, Pelz, Leder, eine dicke Rüstung gegen die Kälte, in der ich jetzt welke wie ein Radieschenblatt. Zur Ablenkung betrachte ich die Menge und die anderen Teilnehmer des Festzugs vor der Empore, deren bunte Domänen- und Familienbanner im Sonnenlicht hängen, und frage, um die Zeit zu füllen, Estraven nach diesem und jenem Banner. Er kennt alle, nach denen ich frage, obwohl es Hunderte gibt, manche aus abgelegenen Domänen, Herdstätten und kleinen Stämmen aus dem Grenzgebiet von Peringsturm und Kermland.

»Ich bin aus Kermland«, sagt er, als ich sein Wissen bewundere. »Außerdem gehört es sich für mich, die Domänen zu kennen. Sie sind Karhide. Dieses Land zu regieren heißt, seine Fürsten zu regieren. Auch wenn das noch keinem gelungen ist. Kennst du das Sprichwort *Karhide ist kein Staat*,

*sondern ein Familienzweist?*« Ich kenne es nicht und vermute, Estraven hat es sich ausgedacht; es klingt nach ihm.

An diesem Punkt drängelt sich ein anderes Mitglied des Kyorremy, des Oberhauses oder Parlaments, dem Estraven vorsteht, zu ihm durch und beginnt mit ihm zu reden. Es ist der Vetter des Königs, Pem Harge rem ir Tibe. Er spricht sehr leise mit Estraven, seine Haltung ist ein wenig anmaßend, und er lächelt oft. Estraven, der schwitzt wie Eis in der Sonne, bleibt glatt und kalt wie Eis und beantwortet Tibes Gemurmel laut und in einem Ton, dessen banale Höflichkeit den anderen ziemlich dämlich wirken lässt. Ich lausche, während ich dem König beim Mörteln zusehe, bekomme aber nichts mit außer der Feindseligkeit, die zwischen Tibe und Estraven besteht. Sie hat zwar mit mir nichts zu tun, aber ich interessiere mich schlicht für das Verhalten dieser Leute, die eine Nation im altmodischen Sinn regieren und über das Geschick von zwanzig Millionen Mitmenschen bestimmen. Macht ist durch den Umgang, den das Ekumen mit ihr pflegt, zu einer so subtilen und komplexen Angelegenheit geworden, dass ihr Wirken nur von einem scharfsinnigen Verstand zu erkennen ist; hier ist sie noch begrenzt, noch deutlich zu sehen. Bei Estraven zum Beispiel spürt man die Macht als einen Substanzgewinn; er kann keine leere Geste machen und kein Wort sagen, das nicht gehört wird. Das weiß er, und das Wissen verleiht ihm mehr Realität, als die meisten Leute besitzen: Festigkeit, Gewicht, Erhabenheit. Nichts ist so erfolgreich wie Erfolg. Ich habe kein Vertrauen zu Estraven, dessen Motive stets undurchsichtig sind;

ich mag ihn nicht; trotzdem spüre ich seine Autorität und reagiere darauf so gewiss wie auf die Wärme der Sonne.

Noch während mir das durch den Kopf geht, wird die Sonne von dichter werdenden Wolken getrübt, und bald fegt eine Regenbö schmal und hart den Fluss hinauf, durchnässt die Menge am Ufer und verfinstert den Himmel. Als der König den Steg hinunterschreitet, bricht das Licht ein letztes Mal hervor, und einen Augenblick lang heben sich seine weiße Gestalt und der gewaltige Bogen strahlend und majestätisch gegen den sturmdunklen Süden ab. Die Wolkendecke schließt sich. Ein kalter Wind peitscht durch die Hafen-und-Palast-Straße, der Fluss wird grau, die Bäume am Ufer werden durchgeschüttelt. Der Festzug ist vorbei. Eine halbe Stunde später schneit es.

Während das Automobil des Königs durch die Hafen-und-Palast-Straße davonfuhr und die Menge begann, wie eine Kiesbank bei langsamem Wellengang zu wogen, wandte sich Estraven wieder mir zu und fragte: »Möchtest du heute mit mir zu Abend essen, Mister Ai?« Eher überrascht als erfreut nahm ich die Einladung an. Estraven hatte in den vergangenen sechs oder acht Monaten viel für mich getan, doch kam ein solches Zeichen persönlicher Gunst wie eine Einladung zu sich ins Haus unerwartet und war mir wenig willkommen. Harge rem ir Tibe stand noch in unserer Nähe, hörte uns, und ich hatte das Gefühl, dass er uns hören sollte. Von dieser Art weibischer Intrige abgestoßen, stieg ich von der Empore und verlor mich in der Volksmenge, die Haltung ein wenig gebückt. Ich bin nicht viel größer als der gethenische Durchschnitt, aber in einer

Menschenmenge falle ich am meisten auf. *Da ist er, schaut, da ist der Gesandte.* Natürlich gehörte das zu meiner Aufgabe, aber es war etwas, das mir mit der Zeit schwerer und nicht leichter wurde; ich sehnte mich immer häufiger nach Anonymität, nach Gleichheit. Danach, so zu sein wie alle anderen.

An der zweiten Ecke bog ich von der Brauereistraße zu meiner Unterkunft ab und hatte, als die Menge sich lichtete, plötzlich Tibe an meiner Seite.

»Ein perfekte Veranstaltung«, sagte der Vetter des Königs lächelnd zu mir. Seine langen, sauberen gelben Zähne erschienen und verschwanden in einem gelben Gesicht, das, obwohl er kein alter Mann war, von feinen, weichen Falten durchzogen war.

»Ein gutes Omen für den Erfolg des neuen Hafens«, sagte ich.

»O ja.« Mehr Zähne.

»Das Schlusssteinzeremoniell ist sehr eindrucksvoll ...«

»O ja. Die Zeremonie ist uns von Sehr-Lang-Her überliefert. Doch das hat dir Estraven gewiss alles erklärt.«

»Fürst Estraven ist sehr zuvorkommend.« Ich bemühte mich um neutrale Äußerungen, aber alles, was ich zu Tibe sagte, klang doppeldeutig.

»O ja, sehr«, sagte Tibe. »Fürst Estraven ist geradezu berühmt für seine Fremdenfreundlichkeit.« Er lächelte wieder, und jeder Zahn schien eine Bedeutung zu haben – zwei, mehrfache, zweiunddreißig Bedeutungen.

»Wenige Fremde sind so fremd wie ich, Fürst Tibe. Ich bin für Freundlichkeiten sehr dankbar.«

»O ja, o ja! Und Dankbarkeit ist eine edle, seltene Empfindung, von Dichtern viel gepriesen. Selten vor allem hier in Erhenrang, zweifelsohne weil sie so wenig praktikabel ist. Wir leben in einer schweren Zeit, einer undankbaren Zeit. Nichts ist mehr wie früher bei unseren Großeltern, nicht wahr?«

»Das wüsste ich kaum, Fürst, aber ich habe die gleiche Klage auf anderen Welten gehört.«

Tibe starrte mich eine Weile an, als diagnostizierte er Wahnsinn. Dann entblößte er die langen gelben Zähne.

»Ach ja! O ja! Ich vergesse immer wieder, dass du von einem anderen Planeten kommst. Aber natürlich vergisst du den Umstand nie. Obwohl das Leben für dich hier in Erhenrang weit gesünder, leichter und sicherer wäre, wenn du es vergessen könntest, was? O ja! Hier ist mein Automobil, ich habe es hier abseits warten lassen. Ich würde gern anbieten, dich zu deiner Insel zu bringen, muss aber auf die Ehre verzichten, da ich in Kürze im Haus des Königs erwartet werde und arme Verwandte pünktlich zu sein haben, wie man sagt, was? O ja!«, sprach der Vetter des Königs, die Zähne über die Schulter in meine Richtung gebleckt, die Augen durch ein Netz aus Falten verschleiert.

Ich ging weiter zu meiner Insel [1] . Da der letzte Winterschnee getaut war, lag der Vorgarten frei, und die zehn Fuß über dem Boden eingebauten Wintertüren waren für ein paar Monate versiegelt, bis mit dem Herbst der tiefe Schnee zurückkehrte. An einer Seite des Gebäudes, im Matsch und Eis

und dem schnellen, weichen, üppigen Frühlingsbewuchs im Garten, stand ein junges Paar im Gespräch. Die beiden hielten sich bei den rechten Händen. Sie waren in der ersten Phase der Kemmer. Die großen, weichen Schneeflocken umtanzten sie, während sie barfuß im eisigen Matsch standen, Hand in Hand, nur Augen füreinander. Frühling auf Winter.

Ich aß in meiner Insel zu Mittag und fand mich, als vom Remny-Turm die vierte Stunde schlug, wie geladen zum Abendessen im Palast ein. Karhider essen vier große Mahlzeiten am Tag, Frühstück, Mittagsmahl, Abendessen und Nachtmahl, zuzüglich allerlei Kleinigkeiten zwischendurch. Es gibt auf Winter keine großen Fleischtiere und keinerlei Säugetierprodukte, Milch, Butter oder Käse; die einzigen protein- und kohlehydratreichen Lebensmittel sind verschiedenerlei Eier, Fisch, Nüsse und die hainischen Getreidesorten. Eine magere Kost für das bittere Klima, so dass man oft Energie aufnehmen musste. Ich hatte mich daran gewöhnt, scheinbar alle paar Minuten zu essen. Erst später im Jahr entdeckte ich dann, dass die Gethener nicht nur die Kunst beherrschten, sich fortwährend zu mästen, sondern auch unendlich lange zu fasten.

Es schneite noch immer, ein mildes Frühlingsgestöber, weit angenehmer als der unablässige Regen des gerade vergangenen Tauwetters. Ich fand meinen Weg durch die stille, fahle, verschneite Dunkelheit zum Palast und durch das Hofgelände und verlief mich dabei nur einmal. Der Palast von Erhenrang ist eine Stadt in der Stadt, eine ummauerte Wildnis aus

Schlössern, Türmen, Gärten, Höfen, Kreuzgängen, überdachten Brücken, dachlosen Hohlwegen, kleinen Wäldern und Kerkerverliesen, das Produkt jahrhundertelanger Paranoia im großen Stil. Über dem Ganzen erhebt sich das düsterrote, kunstreiche Gemäuer des Königshauses, das zwar ständig in Betrieb, aber von niemandem außer dem König selbst bewohnt ist. Alle anderen, Dienerschaft, Beamte, Fürsten, Minister, Parlamentarier, Wachen und sonstige, schlafen in anderen Schlössern oder Burgen, Verliesen, Baracken oder Häusern innerhalb der Mauern. Estravens Haus, Zeichen der großen Gunst des Königs, war die rote Eckvilla, erbaut vor 440 Jahren für Harmes, den geliebten Kemmering von Emran III., dessen Schönheit bis heute gefeiert wird, der aber einst von Söldnern der Binnenlandfraktion entführt und geistig wie körperlich verstümmelt wurde. Emran III. starb vierzig Jahre später, noch immer auf dem Rachezug gegen sein unglückliches Land: Emran der Unglückselige. Die Tragödie ist so alt, dass ihr Schrecken verebbt ist und die Steine und Schatten des Hauses nur noch einen leichten Hauch von Treulosigkeit und Schwermut atmen. Der Garten war klein und von Mauern umgeben; Serembäume beugten sich über einen steinigen Teich. Im matten Licht, das aus den Fenstern des Hauses fiel, sah ich Schneeflocken und die fadenförmigen weißen Sporenkapseln der Bäume leise aufs Wasser rieseln. Estraven stand schon wartend in der Kälte, mit bloßem Haupt und mantellos schaute er dem kleinen, stillen, ständigen Fallen von

Schnee und Samen zu. Er begrüßte mich ohne Aufhebens und führte mich ins Haus. Weitere Gäste gab es nicht.

Darüber war ich verwundert, doch gingen wir gleich zu Tisch, und beim Essen spricht man nicht über Geschäftliches; außerdem lenkte nun das Mahl meine Verwunderung auf sich, denn es war vortrefflich, sogar die ewigen Brotäpfel waren von einem Koch, dessen Kunst ich von Herzen lobte, zu einer Köstlichkeit verwandelt worden. Nach dem Essen, am Feuer, tranken wir heißes Bier. Auf einer Welt, wo ein kleines Werkzeug zum Zerstoßen der Eisschicht, die sich zwischen zwei Schlucken auf dem Getränk gebildet hat, zum üblichen Tischgerät gehört, ist heißes Bier etwas, das man zu schätzen lernt.

Estraven hatte mich bei Tisch freundlich unterhalten; jetzt, mir gegenüber am Kamin, war er still. Obwohl ich mich schon fast zwei Jahre auf Winter aufhielt, war ich noch weit davon entfernt, die Menschen des Planeten mit ihren eigenen Augen zu sehen. Ich versuchte es, aber meine Bemühungen führten lediglich dazu, dass ich Gethener stets von meiner Warte wahrnahm, zunächst als Mann, dann als Frau, und sie damit in jene Kategorien zwängte, die für ihre Natur so unbedeutend und für die meine so wesensbestimmend sind. Während ich an meinem sauren, dampfenden Bier nippte, ging mir also durch den Kopf, dass ich Estravens Verhalten bei Tisch als fraulich empfunden hatte, ganz Charme und Takt, gehaltlos, banal und geschickt. War es womöglich gar diese weiche, gefügte Femininität, die mir missfiel und meinen Argwohn gegen ihn

auslöste? Denn es war unmöglich, sich ihn, diese finstere, ironische, mächtige Präsenz, die mir im nur vom Feuer beleuchteten Halbdunkel gegenüber saß, als Frau zu denken, und trotzdem verspürte ich, immer wenn ich ihn mir als Mann dachte, etwas Unechtes, Falsches: in ihm oder in meiner Einstellung zu ihm? Seine Stimme war weich und recht klangvoll, aber nicht tief, kaum die Stimme eines Mannes, aber auch kaum die Stimme einer Frau ... aber was sprach sie gerade?

»Es tut mir leid«, sagte er, »dass ich mir die Freude, dich in meinem Haus zu begrüßen, so lange habe versagen müssen; und zumindest deshalb bin ich froh, dass von Protektion zwischen uns keine Rede mehr ist.«

Darüber grübelte ich eine Weile nach. Er hatte mich bis jetzt gewiss am Hof protegiert. Meinte er, dass die Audienz beim König, die er für den folgenden Tag für mich arrangiert hatte, mich nun auf die gleiche Ebene mit ihm stellte? »Ich kann dir, glaube ich, nicht folgen«, sagte ich.

Darauf schwieg er, offenbar ebenfalls verwirrt. Schließlich sagte er: »Nun, du verstehst ... da du hier bist, ist dir natürlich klar, dass ich beim König nicht mehr als dein Fürsprecher agiere.«

Er sprach, als schämte er sich meiner- und nicht seiner wegen. Offensichtlich besaßen seine Einladung an mich und die Tatsache, dass ich sie angenommen hatte, eine Bedeutung, die mir entging. Aber wenn ich begriffsstutzig war, dann war er schlängenzüchtig. Mein erster Gedanke war, dass